

**Gernot
Gricksch**

DIE
HELDENHAFTEN
JAHRE DER
KIRSCH-
KERN-
SPUCKER-
BANDE

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juli 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: plainpicture/Cultura; Gettyimages/

© H. Armstrong Roberts; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51065-0

2 4 5 3 1

Prolog

13. 7. 2010

Heute ist mein Geburtstag. Mein fünfzigster. Eigentlich sollte ich feiern, aber als was auch immer man das beschreiben möchte, was um mich herum passiert, eine Feier ist es ganz sicher nicht.

Ich glaube nicht, dass es einen exakten Punkt gab, an dem man das alles hätte aufhalten können. Vielleicht hätte man die Ereignisse in eine andere Richtung lenken, die Dinge irgendwie begradigen, entschleunigen, beruhigen können. Vielleicht war es aber auch unausweichlich – das, was hier gerade geschieht.

Es ist müßig, darüber nachzudenken. Im Leben steht ein Ereignis niemals ganz allein für sich. Alles ist irgendwie miteinander verwoben, verknotet, verklebt. Es gibt kein simples »Ja« oder »Nein«, kein klares »Hier lang« oder »Da lang« – das, was manche Leute Schicksal nennen, ist die Summe aus unzähligen Entscheidungen und Unterlassungen.

Wir haben Angst. Aber es gibt kein Zurück. Auf keinen Fall.

Alle Kirschkernspucker sind da. Meine besten Freunde. Und noch viele andere Leute, die mir wichtig sind: meine

wunderbare Tochter Nele, die verängstigte Peggy und Jörn natürlich, der fast schon selbst ein Kirschkernspucker geworden ist. Außerdem ist die verrückte Anita da, der kauzige Adze, Lucy und ihr Polizist, Florian – und dieser traurige Russe, dem ich eigentlich dankbar sein sollte, der mir aber immer noch nicht ganz geheuer ist. Der Russe ist nicht direkt bei uns. Er steht unten auf der Straße und singt in ein Mikrofon. Seine Stimme hallt laut von den Hauswänden wider. Mehrere Fernsehkameras sind auf ihn gerichtet, unzählige Handys und Fotoapparate blitzen unentwegt.

Ich wollte für meine Geburtstagsfeier eigentlich eine Kneipe mieten, vielleicht eine Band engagieren, die die ollen Hits spielt. Den Soundtrack meines Lebens, zu dem wir dann alle hätten tanzen können. Stattdessen sind wir hier in dieser Wohnung. Wir sind nervös, aber auch zu allem entschlossen. Ständig klingeln das Telefon und die Handys. Reporter rufen an. Das Blaulicht der Polizeiwagen unten auf der Straße veranstaltet eine Lightshow in den Zimmern.

Der Russe hat sein Lied beendet. Die Leute applaudieren und johlen und stimmen schon wieder einen Sprechchor an. Ich bin ihnen so dankbar. Sie sind auf unserer Seite. Wir haben uns das nicht ausgesucht. Wir wollen gar nicht hier sein. Aber die Umstände haben uns dazu gezwungen. Es geht schließlich um ein Menschenleben.

Ich weiß nicht, ob die Welt wirklich immer schlimmer wird, ob die Menschen tatsächlich immer gröber und kaputter werden oder ob es mein Alter ist, das mich die Dinge anders wahrnehmen lässt. In den letzten zehn Jahren habe ich so viel Verwahrlosung bei den Menschen gesehen,

so viel alleingelassene Kinder, so viel Kälte, Egoismus und Dummheit, dass ich dazu tendiere, zu glauben, dass die Welt generell den Bach runtergeht. Aber vielleicht bin ich auch einfach nur ein alter Mann geworden und habe in den Früher-war-alles-besser-Modus geschaltet, den ich bis vor kurzem an alten Männern immer so furchtbar gefunden habe.

Dabei war es ja weiß Gott nicht nur Schreckliches, das ich in den letzten zehn Jahren erlebt habe. Da war auch Liebe, sehr viel Liebe sogar, und Spaß und herrliches Chaos und viele kleine magische Momente und reichlich Kinderlachen. Und da waren nicht nur einsame und gebrochene Menschen, sondern auch Träumer und Kämpfer und Abenteurer.

Da war so viel. Und all das ist heute – ausgerechnet an meinem Geburtstag – zusammengekommen. Heute sind sie da. Alle! Und wir riskieren alle verdammt viel für das, woran wir glauben. An das Recht auf Glück.

Der Russe unten auf der Straße hat mit einem neuen Lied begonnen, doch er singt nur ein paar Takte. Dann ist abrupt Schluss. Irgendjemand hat die Tonanlage ausgeschaltet, die Rückkopplung eines Megaphons quietscht.

»Hier spricht die Polizei!«, ruft eine knarzige Stimme zu uns hoch. »Dies ist die letzte Warnung. Sie haben fünf Minuten, um ...«

Ich höre nicht hin. In meinen Ohren rauscht es. Ich schaue die Kirschkernelspuckerbande an. Dille, Petra, Sven und natürlich Susann. Wir lächeln uns tapfer und nervös zu.

Wir können jetzt nicht aufgeben. Wir können es einfach nicht!

Keiner sagt etwas ...

2001

Neun Jahre früher

Das willst du anziehen?!« Susann musterte mich mit einem halb tadelnden, halb mitleidigen Blick.

Ich sah an mir herunter. Ich trug meine Lieblingsjeans – die gemütlichen, die in Höhe der Fußknöchel schon etwas ausgefranst waren –, die braunen Turnschuhe, die mir schon seit vielen Jahren zuverlässig sowohl im Alltagsleben als auch auf meinen Joggingrunden dienten, sowie das quietschgelbe T-Shirt mit Homer Simpson drauf. Wo war das Problem?

»So kannst du doch nicht zum Interview gehen«, fand Susann.

»Das ist bloß ein Radiointerview«, antwortete ich. »Ich könnte nackt vorm Mikro sitzen, mit einer rosa Schleife im Haar und einem Nasenring in den Nüstern. Die Hörer würden trotzdem denken, ich hätte einen Boss-Anzug an, wenn ich nur gestelzt genug rede.«

Susann seufzte. Das konnte sie gut. Seufzen. Es war dieses ganz spezielle weibliche Seufzen, das gestandene Männer zu hilflosen dummen Jungs degradierte. Zu instinktlosen Dumpfbacken, die stets zielsicher die falschen Entscheidungen trafen. Und das Schlimmste an diesem Seufzen war, dass meine Süße oft auch noch recht damit hatte. Was

ich natürlich nur sehr selten, und wenn, dann äußerst widerwillig zugab.

Tatsächlich war ich nicht so cool, wie ich tat. Ich war ziemlich aufgeregt. Es war schließlich mein erstes Interview. Zumindest das erste, in dem ich die Fragen beantworten würde, anstatt sie zu stellen.

Vor drei Wochen war mein erster Roman erschienen. Jahrelang hatte ich davon geträumt, ein Buch zu schreiben, während ich als freier Journalist Richtfeste, Theaterpremierer und Pressekonferenzen besuchte. Ein rundes Dutzend Anläufe hatte ich genommen, hatte stundenlang jeden Tag am Computer über dem richtigen Einstieg, den interessantesten Charakteren und dem originellsten Plot geschwitzt, war aber stets nach ein paar Seiten stecken geblieben und musste mir eingestehen, dass das, was ich da zu fabulieren begonnen hatte, ein literarischer Rohrkrepierer zu werden versprach.

Dann starb mein Freund Bernhard, und ehe ich mich versah, befand ich mich auf einer emotionalen Achterbahnfahrt. Mein ganzes bisheriges Leben raste an mir vorbei, und mir wurde schwindelig, als ich zu begreifen begann, aus wie vielen Abzweigungen so ein Leben besteht, aus wie vielen verhängnisvollen oder selig machenden Entscheidungen, Zufällen, Wendungen und Untiefen. Schlagartig wurde mir klar: Ich brauchte kein ausgetüfteltes fiktives Werk zu verfassen. Die Geschichte meines Buches lag vor mir. Ich schrieb einfach auf, was mir widerfahren war. Mein Leben. Und das meiner Freunde. Das ging dann plötzlich ganz einfach, und nach wenigen Monaten lagen dreihundertachtzig Seiten Manuskript vor mir. Zu meiner großen Überraschung und Freude fand ich einen Verlag für *Kirschkerne*. Das ist der Titel des Buches: *Kirschkerne*.

Als ich das Paket öffnete, in dem die ersten dreißig Exemplare meines Buches lagen, war das ein erhebendes Gefühl. Schön sahen die Bücher aus. Viel schöner als andere. Andächtig nahm ich ein Exemplar in die Hand und strich sanft über das Cover. Susann stand neben mir und lächelte. Das kann sie auch ganz toll: lächeln. Sie wusste, wie viel mir dieses Buch bedeutete. Ich hatte es geschafft. Ich war ein Schriftsteller.

Bedauerlicherweise interessierte das außer mir, Susann, meiner Familie und meinen Freunden so gut wie niemanden. Das Literarische Quartett plante jedenfalls keine Sondersendung über mein Werk. Es thronte auch nicht in mannshohen Stapeln bei Thalia, Hugendubel und der Mayerschen Buchhandlung, noch warf es imposante Schatten über die neuen Werke von John Grisham, Henning Mankell und Stephen King. Tatsächlich konnte ich froh sein, wenn *Kirschkerne* es überhaupt auf den Neuheitentisch der Buchläden schaffte und nicht gleich ins Regal geschoben wurde, wo es vor allem dazu diente, unzählige Hera-Lind-Bücher zu stützen, die neben ihm standen.

Mein Name ist Piet Lehmann. Lehmann mit L. Lehmann steht getreu den Gesetzen des Alphabets im Regal neben Lind. Es war nicht schön, mit dieser Autorin in eine Reihe gestellt zu werden. Aber da musste ich durch.

Kurz: Mein Romandebüt hatte bislang unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattgefunden, und deshalb war es eine erfreuliche Überraschung gewesen, als ein Mitarbeiter des NDR-Kultursenders bei mir angerufen und mich gefragt hatte, ob ich für ein Interview zur Verfügung stände.

Ob ich zur Verfügung stände? Aber hallo!

Ich würde den Herrn Kulturjournalisten um 15 Uhr im Hamburger Sender treffen. Dass ich für diesen Termin aus-

gefranste Hosen und ein Simpsons-T-Shirt angezogen hatte, lag nur halb darin begründet, dass ich meine Kleidungsstücke aus Gründen der Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit üblicherweise einfach oben vom Stapel nahm, ohne mir darüber Gedanken zu machen, ob sie miteinander harmonierten. Ich wollte dem Herrn aus der NDR-Kulturabteilung außerdem signalisieren, dass ich keiner dieser eitlen, affektierten Möchtegern-Literaturpreisträger war, mit denen er sonst sicher mühsame und humorlose Gespräche führen musste. Nein, ich war ein Normalo. Ein lockerer Typ. Einer, der abends die Simpsons guckte.

»Du hast dein Homo-T-Shirt an!«, lachte Nele und zeigte auf den Homer Simpson auf meinem Bauch.

Meine Tochter, die gerade ins Zimmer gekommen war, strahlte Susann und mich triumphierend an. Wie immer, wenn sie einen Witz gemacht hatte. Mein Kumpel Dille hatte ihr das beigebracht: Homo Simpsons! Haha. Dille-Humor. Nele war gerade mal sechs Jahre alt und kannte dank Dille auch schon die Ausdrücke Hämorrhoiden, Vornhaut und Amoklauf. Dille hatte meiner Tochter außerdem eine ganz besondere Form der Reaktion beigebracht, wenn Susann oder ich ihr etwas auftrugen. Sagten wir zu Nele beispielsweise: »Räum dein Zimmer auf« oder »Bring bitte den Teller in die Küche«, pflegte unsere Kleine zu antworten: »Heute nicht, Schatz. Ich hab Kopfschmerzen.«

Die Flausen, die Dille unserer Nele in den Kopf setzte, waren völlig unpassend. Zugegebenermaßen waren sie aber auch ziemlich komisch. Susan und ich mussten uns oft ganz schön zusammenreißen, um nicht loszulachen, wenn Nele einen ihrer unangebrachten Gags abfeuerte.

Da nun beide weiblichen Mitglieder meiner Familie

einen abfälligen Kommentar über meine Garderobe abgegeben hatten, blieb mir keine andere Wahl, als mich umzuziehen. Eine Viertelstunde später stieg ich mit gebügeltem Freizeithemd, fransenfreier schwarzer Jeans und geputzten Halbschuhen ins Auto. Susann und Nele gaben mir Abschiedsküsse.

»Viel Glück«, sagte Susann.

»Bau keinen Scheiß, Alter«, kicherte Nele.

Ich sollte ernsthaft darüber nachdenken, Dille Hausverbot zu erteilen.

Beim NDR wurde ich von einer Sekretärin in einen schmucklosen Raum abgeschoben. Der Mitarbeiter, der mich interviewen sollte, war noch auf einem Außentermin. Ich saß also auf mich allein gestellt auf einem Bürostuhl und drehte mich in Ermangelung irgendeiner anderen Tätigkeit, die sich anbot, seit einer Viertelstunde rasant im Kreis, während aus einem Lautsprecher an der Wand das aktuelle Programm von NDR 2 dudelte. Eben hatte Robbie Williams *Eternity* geschmachtet, jetzt besang Enrique Iglesias irgendeinen *Hero*. Und dann ging die Tür auf. Mein Redakteur war da! Endlich! Ich stoppte mein Bürostuhl-Karussell-Spiel so abrupt, dass ich halb von der Sitzfläche rutschte.

»Herr Lehmann?«, fragte der Redakteur und tat so, als wäre es ganz normal, dass ein ausgewachsener Mann schräg zwischen Bürostuhl und Fußboden hing wie ein nasser Sack.

Ich nickte und erhob mich so würdevoll, wie es in dieser Situation möglich war.

Als ich endlich stand, schüttelten der Mann und ich uns die Hand. Ich musterte mein Gegenüber. Das konnte nicht

der Redakteur sein. Der Bursche hier war höchstens zwanzig Jahre alt. Vermutlich ein Praktikant, der mich gleich zu der graumelierten Kulturkoryphäe des Senders führen würde.

Doch dann stellte der Bubi sich vor: »Dominik Brockheffer. Freut mich sehr.«

Es war derselbe Name, den ich schon am Telefon gehört hatte. Jungchen war tatsächlich der Kulturjournalist.

Okay. Ich musste mich anscheinend langsam daran gewöhnen, dass ich als einundvierzigjähriger Mann beruflich zunehmend mit jüngeren Leuten zu tun haben würde. Ich hatte schließlich früher selbst als Mittzwanziger des Öfteren Herren gesetzten Alters interviewt. Aber hatte ich damals nicht viel reifer gewirkt als dieser Knabe hier?

Auf jeden Fall war ich besser vorbereitet gewesen. Denn nun sagte Herr Brockheffer: »Gratuliere zu Ihrem ersten Roman. Er soll ja ganz toll sein. Sie müssen entschuldigen, ich hatte keine Zeit, ihn zu lesen. Unsere Volontärin hat aber total davon geschwärmt. Es geht irgendwie um deutsche Geschichte. Und um Familie und so was, oder?«

Ich seufzte. Das konnte ja heiter werden.

Klein-Dominik hatte uns beiden Kaffee organisiert und saß mir nun freundlich lächelnd gegenüber. Er hatte mich gebeten, ihm vor dem Interview einen »kurzen Überblick« über mein Buch zu geben. Was ich tat.

»*Kirschkerne*«, sagte ich, »ist eine Geschichte über Freundschaft. Und über die Wege und Abzweigungen, die das Leben einem offeriert, während man in eine ganz andere Richtung schaut.« Ich lächelte Dominik Brockheffer freundlicher an, als ich dem lesefaulen Hobbyjournalisten tatsächlich gesinnt war.

»Aha«, sagte er. »Und etwas konkreter?«

Das Kerlchen wollte tatsächlich eine Inhaltsangabe! Unglaublich!

»Also«, begann ich, fest entschlossen, mein erstes Interview professionell durchzuziehen. »Es ist die Geschichte meiner fünf besten Freunde. Und meine eigene Geschichte natürlich auch. Wir sind alle im Jahr 1960 geboren, und ich erzähle in *Kirschkerne*, was uns in den vierzig Jahren bis zur Millenniumswende so alles widerfahren ist.«

Dominik nickte. Sein Blick forderte mich zu mehr Details auf.

Also gab ich sie ihm: »Ich selbst bin durch diverse Phasen gegangen. Punk, Alternativ ... Na ja, was man in den Siebzigern eben so war. Ich habe dann lange als freier Journalist gearbeitet. So wie Sie. Kein wirklich spektakuläres Leben. Außer, dass ich über viele Umwege irgendwann die Frau meiner Träume gefunden habe: Susann. Wir waren schon Grundschulkumpel, aber ich habe ewig gebraucht, bis ich begriff, dass sie der Mensch ist, der mich glücklich machen kann.«

»Ein glücklicher Schriftsteller«, grinste Dominik. »Trifft man ja eher selten.«

Ich ignorierte seine Bemerkung. »Susann und ich haben eine Tochter. Nele. Sechs Jahre alt. Susann und ich sind immer noch zusammen. Und irgendwann wird Susann vielleicht auch mal einen meiner alljährlichen Heiratsanträge annehmen.«

Ich grinste hoffnungsvoll. Das sollte nun aber wirklich das Eis brechen. Die meisten Leute fanden es kurios und charmant, dass ich der Mutter meines Kindes in regelmäßigen Abständen die Ehe antrug, obwohl sie mich jedes Mal

freundlich, aber bestimmt abblitzen ließ. Susann glaubte einfach nicht an das Hochzeitsritual.

Dominik Brockheffer aber amüsierte meine romantische Hartnäckigkeit kein bisschen. Er schien sich nur mit Mühe ein Gähnen verkneifen zu können. Das war zweifelsohne der langweiligste Plot, den er je gehört hatte.

»Schnell zusammengefasst, klingt das zugegebenermaßen ziemlich ...«, murmelte ich defensiv, doch Dominik unterbrach mich.

»Und Ihre Freunde?«, fragte er in der offensichtlichen Hoffnung, dass sie nicht solche Nullnummern waren wie ich.

»Ja«, fuhr ich fort. »Da gibt es Dille. Eigentlich Dilbert. Er ist ein Spielplatzrocker, ein Maulheld, ein Teenie-Macho, ein Sprücheklopfer. Als er fünfzehn war, hatte er Sex mit Petra, die auch zu unserer Clique gehörte. Petra hat sich immer wie ein Junge benommen. Total tough. Wir waren alle aufrichtig überrascht, dass sie überhaupt eine Gebärmutter hat. Wie auch immer, die beiden gingen ins Bett, und Petra wurde von Dille schwanger. Sie haben das Kind bekommen und sind zusammengezogen. Sie haben geheiratet und zwei weitere Kinder bekommen. Die beiden sind wie Feuer und Wasser, sie fetzen sich ununterbrochen. Auch heute noch. Aber irgendwie raufen sie sich immer wieder zusammen.«

Dominik Brockheffer sah aus, als würde er darauf brennen, ein ernstes Wort mit der Volontärin zu reden, die ihm den faden Autor solch eines banalen Romans als Gesprächspartner angepriesen hatte.

»Sie müssen verstehen«, sagte ich. »Es ist eine wahre Geschichte. Es geht nicht um irgendwelche großen Ereignisse, es gibt kaum dramaturgische Knalleffekte. Es geht um

die Liebe und um Freundschaft, über die Gedanken, die man sich macht, die unerwarteten Streiche, die einem das Leben spielt. Es ist auch eine Chronik über das Deutschland der letzten vierzig Jahre. Manche Leute sagen, das Buch sei sogar ein wenig philosophisch. Und viele Leute finden es, nun ja ... unterhaltsam. Komisch. Rührend.«

Ich ärgerte mich über mich selbst. Warum verteidigte ich mein eigenes Buch vor einem Mann, der es gar nicht gelesen hatte?

»Gibt's auch Tote?«, fragte Dominik.

Ich schaute ihn erstaunt an. »Es ist kein Krimi«, sagte ich und konnte mir einen säuerlichen Zug um die Mundwinkel nicht verkneifen. »Ich hasse Krimis.«

»Hm«, murmelte Dominik. »Trotzdem.«

Mittlerweile kochte ich innerlich vor Wut. Dieses Jüngelchen wollte mir unmissverständlich klarmachen, dass mein bisheriges Leben zu langweilig war, um überhaupt aufgeschrieben werden zu dürfen. Er wollte mehr Action. Sex and Crime.

Okay, konnte er haben.

»Ein bisschen Krimi ist schon drin«, sagte ich. »Da gibt es noch Sven. Meinen anderen Kumpel. Der hat lange gebraucht, bis er sich als schwul outete. Das war echt hart für ihn. Seine Mutter konnte das nicht akzeptieren, daraufhin ist Sven eines Nachts mit einem Jagdmesser in ihr Schlafzimmer gegangen und hat ihr beide Augäpfel aus dem Gesicht geschnitten, die Pupillen dann in Teriyaki-Sauce mariniert, bei milder Hitze goldbraun gebraten und schließlich per Einschreiben an den Papst geschickt.«

Dominik Brockheffer schaute mich eine Sekunde verblüfft an, dann begann er zu lachen.

Ich grinste: »Okay. Keine Augäpfel. Aber Svens Outing

ist tatsächlich ein wichtiger Teil des Romans. Sven hat sich in vierzig Jahren von einem verängstigten Häschen zu einem stolzen, starken Mann entwickelt. Er und sein Lebensgefährte waren eines der ersten homosexuellen Paare in Deutschland, die geheiratet haben. Er ist heute Regisseur am Theater.«

»Cool«, fand Dominik. Er schaute für einen Moment in Gedanken versunken an die Decke. Dann sagte er: »Also, da gibt es Sie. Ihre Susann. Dille, der Chaot, und Petra, die nicht feminine Powerfrau. Sven, der stolze Schwule ... Einer fehlt noch, oder?«

Ich nickte: »Da kriegen Sie doch noch Ihren Toten. Bernhard.«

Ich war erstaunt, wie schwer es mir immer noch fiel, über Bernhard zu reden. Es war ein Jahr her, seit wir ihn beerdigt hatten, aber es tat immer noch weh.

»Bernhard war ein ganz besonderer Mensch«, erklärte ich Dominik. »Er war scheu. Ein Stotterer. Ein Träumer. Und hyperintelligent. Ich habe nie wieder einen Menschen getroffen, der so klug war wie Bernhard. Er hat aus seiner Genialität nur nie etwas machen können. Er war das Kind schwerer Alkoholiker. Vernachlässigt. Und dann ist er abgehauen. Mit sechzehn. Wir haben jahrelang Briefe von ihm bekommen. Aus aller Welt. Er war Entwicklungshelfer, Abenteurer, Weltreisender. Zumindest dachten wir das. Wir haben ihn bewundert. Ich habe ihn auch beneidet. Aber dann stellte sich letztes Jahr heraus, dass er all die Jahre in Wuppertal gelebt hat. Dass alles eine Lüge war. Ein Fake. Bernhard hatte sich wie seine Eltern totgesoffen. Wir haben ihn im Juli letzten Jahres beerdigt.«

»Das tut mir leid«, sagte Dominik.

»Mir auch«, antwortete ich.

»Und wie geht die Geschichte aus?«, fragte mein Interviewer.

Ich sah ihn erstaunt an. »Gar nicht«, sagte ich.

»Wie jetzt?«, wunderte er sich.

»Wie soll so eine Geschichte denn ausgehen?«, wollte ich wissen. »Es ist das Leben. Und das Leben geht weiter.«

Klein-Dominik sah mich zweifelnd an. Er schien sich nicht vorstellen zu können, dass das Leben für Menschen über vierzig noch irgendetwas bereithielt. Wahrscheinlich dachte er, alles, was Männern meines Alters noch blieb, waren die alljährliche Prostatakrebs-Vorsorgeuntersuchung und sporadische Ü40-Partys, auf denen wir zu den Klängen von Status Quo und Cindy Lauper unsere arthritischen Gelenke schüttelten.

»Doch, doch. Es geht immer weiter, das Leben«, bekräftigte ich.

»Sicher«, sagte Klein-Dominik. »So ist das wohl.«

* * *

»Was soll das heißen, wir brauchen einen anderen Musiker?«, rief Sven. »Ich hab für Mahmoud gekämpft, und ihr habt mir zugesagt, dass es klappt, und jetzt ...«

»Er hat Flugverbot«, unterbrach ihn Brückner.

»Was?«, wunderte sich Sven.

»Er darf kein Flugzeug besteigen«, erklärte Brückner.

»Er ist Muslim. Und er hat diese CD gemacht mit dem Lied über Palästina und ...«

»Das darf doch nicht wahr sein!«, rief Sven. »Er ist Sänger und Gitarrist. Kein Terrorist! Er ist ein fester Bestandteil des Konzepts. Wie soll ich jetzt zwei Wochen vor der Premiere ...?«